

TINE MELZER
Alpha Bravo Charlie

Roman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2023 Jung und Jung, Salzburg

© Tine Melzer 2023

Alle Rechte, einschließlich der Vervielfältigung, Veröffentlichung,

Bearbeitung und Übersetzung, bleiben vorbehalten

Umschlaggestaltung: Tine Melzer

mit Nadja Niemann und Mathias Zuppiger;

Entwurf und Umsetzung: BoutiqueBrutal.com

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-99027-275-6



JUNG
UND
JUNG

Neun Uhr siebzehn

Für eine Landschaft braucht es Bäume, sagt der Inhaber des Modellbauladens, etwas Gebüsch, ein paar Felsen und einen kleinen Bach. Den Miniaturgrasstaub in kleinen Plastiktüten und die Dose mit Kunststoffwasserimitat habe ich gerade gekauft, auch die Bauplatte, als Fundament. Miniaturlaub ist ausverkauft, Schnee gibt es keinen. Meine Papiertragetasche ist voller Zutaten für die ideale Landschaft, zu der mich der Ladenbesitzer ermuntert: *Es wird immer schön, wenn es selbstgemacht ist.* Ich bitte um sehr kleine Menschenfiguren, kleiner als das übliche Modellbaupersonal. Er ist enttäuscht, weil er die letzte Packung 1:200 nicht finden kann. Selten, dass ein Kunde darum gebeten habe in den letzten Jahren, *so was will schon lange niemand mehr.* Ich kaufe erst mal zwölf Menschen, vielleicht brauche ich sie später doch noch, auch wenn sie im Format 1:65 eigentlich zu groß sind für den Maßstab in meinem Kopf.

Jede Landschaft kenne ich nur flüchtig, ich kann sie nicht beschreiben. Draußen ist nichts flach, nichts unbewohnt. Es ist kein weiter Weg, eine halbe Stunde mit der Tram ans andere Ende der Stadt, vom Modellbauladen am Berg zurück nach Hause. Die Tramfahrt muss sein. Auf der Tagesfahrkarte des öffentlichen Nahverkehrs steht der Tarif, darunter das Wort *Erwachsene.*

Diese Kategorie erscheint mir ungenau, *Ausgewachsene* wäre treffender.

Ich sitze inmitten anderer zufällig Anwesender, die wie am Strand mit maximalem Abstand zueinander Platz nehmen. Die Tram leert sich, je weiter es nach Norden geht. Nun sitzen manchmal Fremde vereint nebeneinander gegenüber einer leeren Sitzbank und schweigen. Als ich dem Passagier vis-à-vis auf die Schuhe schaue, denke ich gerührt an das tägliche Auf- und Zubinden der Schnürsenkel.

Abweisend wirken, kein Blickkontakt, nur mit den eigenen Leuten sprechen und dafür sorgen, dass es nicht zu viele werden. Fremde akzeptieren, wenn es einen Vorteil bringt. Jedes Lächeln muss sich lohnen. Zuspruch brauche ich nur von engsten Freunden. Nichts geht in mich hinein, ohne von mir gedacht oder gefühlt zu werden. Ich brauche mich auf eine unheimliche Weise. Die Welt ist schön, wenn die Menschen sich leise darin bewegen. Kein Wort soll lauter sein als die Stimme der Meeresbrandung an einem milden Tag. Ich lebe an einem See in den Bergen.

Als ich meinem Neffen einmal ein Schlaflied sang, ergriff mich eine Traurigkeit, die mich seither nur selten loslässt. Sie lockert ihren Griff nur beim Anblick frischer Prussiens, beim Tanz mit einem Fremden und wenn ich im Radio zufällig die Goldbergvariationen höre. Onkel sein, aber kinderlos, ist eine gute Rolle für mich. Ein paarmal im Jahr kann ich einem Kind ein Eis

kaufen und es ein-, zweimal auf dem Riesenrad fahren lassen. Das hilft gegen die Langeweile. Als pensionierter Kurzstreckenpilot bleibt mir sonst wenig zu tun. Ein ehemaliger Busfahrer der Lüfte, ein ehemaliger Ehemann. *Zivile Luftfahrt* klingt so friedlich, dabei sind viele Flugpassagiere zu Hause unausstehlich.

Auch in diese Gesellschaft gehöre ich nicht: Gartenvereine, Musikklubs, Kirchenchöre, Wellness-Oasen, Labyrinth, Einkaufspassagen, Haltestellen. In der Tram halte ich es aus, da will ja niemand umsonst sein.

Meine Einkaufstasche steht zu meinen Füßen. Die verpackten Landschaftsbestandteile sehen von oben aus wie irgendwelche Lebensmittel 1:1. Ich bin zu spät dran für eine gewohnheitsmäßige Ansicht vom Boden aus, entlang des Horizonts und auf ihn zu. Von der Seite, in die Ferne, auf einen Fluchtpunkt hin, horizontal und gestaffelt vor dem Himmel, ist das Land eine *-schaft*. Auf Bildern liegt jeder Horizont still da. Auf Malereien stilisiert, auf Fotos als Erinnerungsbruchstücke, rechteckig ausgeschnitten. Im Panorama der Tramfenster liegt eine Landschaft, die mich umgibt. Ich trage neuerdings eine Lesebrille bei mir.

Neun Uhr sechsvierzig

Zu Hause lege ich die Holzplatte auf den Küchentisch, sie passt leicht darauf. Eine kleine Spraydose Elfenbeinfarbe wird später darüber entscheiden, ob die Landschaft im Winter liegt. Ist Schnee nicht noch weißer als Elfenbein? Der gelbliche Lack ist kein guter Ersatz für Pulverschnee aus der Tüte.

Seit ich mich für diese Landschaft entschieden habe, gehen die kleinen Verrichtungen des Tages leichter von der Hand. Nach dem nächsten Kaffee fange ich an. Die Zeitung sieht mich fordernd an und will mir von gestern berichten. Mein schlechtes Gewissen, den Wirtschaftsteil zuletzt oder gar nicht zu lesen. Meine Ungeduld damit, Zeit dafür auszugeben, keinem zu helfen. Wegsehen ist eine kollektive Handlung, der nicht-gegangene Trampelpfad. Manche meiner früheren Kollegen treiben Sport oder Enkelkinder durch den Zoo und sehen gesund dabei aus. Auch ihre Haare fallen aus, aber sie wirken glücklicher. Sie haben ein Tagesprogramm, sitzen morgens zusammen mit den Pendlern in vollen Zügen und sind oft nur am Schuhwerk und an ihrer Gesprächigkeit von jenen zu unterscheiden.

Als Zuhausebleibender stelle ich mir vor, wie hilflos ich wäre, wenn ich fliehen müsste, ohne Kreditkarte und Wanderschuhe. Also bleibe ich daheim und schä-

me mich für mein angetrocknetes Frühstücksgeschirr und die zu große Wohnung. Für wen mache ich morgens mein Bett? Im Kopf ist alles zur Übersichtlichkeit verkleinert, zerkleinert zu Postkartenausschnitten der Welt. Abstandnehmen soll helfen, wenn einem etwas zu nahe geht.

Den Musikgeschmack meines Nachbarn kenne ich besser als sein Gesicht. Sein Radio steht am geöffneten Fenster, und weil es heute zu mild ist für einen Tag im frühen März, höre ich, was er hört. Mir wäre es lieber, meinen Musikgeschmack nicht mit Fremden teilen zu müssen, dann könnte ich sie leichtfertiger ablehnen. Der Nachbar und sein Radio sind keine Gründe, umzuziehen. Die Musik des Nachbarn ist zwar nicht immer meine erste Wahl, aber sie ist ja nicht nur für uns aufgelegt. Pop und damit verbundene Erinnerungen an früher. Ich finde mich damit ab, wie mit dem Wetter, und je schöner es ist, desto mehr höre ich vom Radio. Meistens lauschen wir den Gesprächen wichtiger Menschen, meist Männer, Wissenschaftler, Künstler und Profisportler, hören Politiker ins Mikrofon sprechen und Berichte aus der Ferne, die manchmal im nächsten Stadtviertel liegt.

Aus dem Radio des Nachbarn singt Nik Kershaw *Wouldn't it be good to be in your shoes?* Meine habe ich angelassen. Heute sind es die schwarzen Lederschuhe, Budapester. Die Schnürsenkel sind rot, seit die schwarzen gerissen sind. Mein Hemd ist weiß, und ich trage

keinen Gürtel. Oma hat mich mit einem Gürtel an den Küchentisch gefesselt, wenn sie länger weg war. Ich war noch nicht in der Schule, und ich habe niemandem gefehlt.

Der Flur ist leer, bis auf die Zeitungsstapel und den Garderobenhaken, an dem die ausgediente Kapitänsmütze hängt, als würde sie noch gebraucht. In einer Reihe stehen Schuhe wie treue Paare nebeneinander, Spitzen zur Wand, Innenseiten einander zugewandt. So müssen sie warten auf meine Füße. Durcheinanderliegende Schuhe kann ich nicht tolerieren, nicht aus Ordnungssinn, sondern aus Mitgefühl. Sehe ich leere Schuhe, stelle ich mir die unbequeme Beinhaltung des Menschen vor, der darin steckt. Wenn niemand zusieht, korrigiere ich den Schuhstand der Nachbarn im Treppenhaus.

Mein Staubsauger ist kaputt, und ich habe keine Geduld, ihn zu flicken. Die Landschaft braucht mich jetzt dringender. Seit ich nicht mehr fliege, fehlt mir die Übersicht. Bis vor Kurzem konnte ich so oft fliegen, wie ich wollte. Ich konnte täglich nachschauen, ob die Welt noch eine Kugel ist. Ich mochte es, wie die Städte nach dem Start kleiner wurden, die Menschen darin zu *wissen*, ohne sie zu *sehen*. Nicht einmal vom Cockpit konnte ich Grenzen erkennen, mal trennt ein Fluss zwei benachbarte Länder, aber den Feldern und Hügeln konnte ich nicht ansehen, welche Sprache da unten gesprochen

wird. Ich verhalte mich still, sobald meine Kenntnisse in Geografie an ihre Grenzen stoßen. Das Baltikum, die Anden, Ozeanien. Aber ich weiß, wo die Polkappen liegen. Die Menschen reden über Geografie, als wären sie stolz darauf, dass sie etwas so Großes wie den ganzen Planeten in ihren kleinen Köpfen behalten können. Dabei übersehen sie, dass auch Erdkunde ein Modell ist.

Wann immer ich nicht selbst als Kapitän im Dienst war, durfte ich im Cockpit zwischen zwei Kollegen auf dem *Jumpseat* mitfliegen. Ich bekam den gleichen Lunch wie sie: eine kleine Cola und Curryreis. Beide Kollegen legten sich die Krawatte links über die Schulter, damit sie damit keine Flecken fingen. Ich hatte frei und trug freiwillig keine. Auch heute bin ich ohne Krawatte unterwegs gewesen. Ich besitze noch ein paar, die schwarze für die immer häufiger werdenden Begräbnisse. Die rote, die ich nie trage, die hellblaue für fröhlichere Feiern.

Ich übe die alten Bewegungen an neuen Tagen, sinnlos und absichtlich langsam, obwohl oder weil niemand es sieht. Es fehlt mir, kein Publikum zu haben, keine Crew und keine Passagiere, die anerkennend einen Blick ins Cockpit werfen oder noch lieber in meine Augen, die hellen grauen unter der Dienstmütze.